

Maximilian Prechtl (1757–1832)

Letzter Abt von Michelfeld

von

Reiner Braun

Aus religiöser Ergriffenheit haben mystisch-erweckte Kreise im späten 18. und beginnenden 19. Jahrhundert konfessionelle Unterschiede nicht selten verwischt und dafür eine indifferente allgemeine Christusreligion gepflegt. Aber auch bei nichtschwärmerischen Theologen dieser Zeit ist, als Frucht der Aufklärung und im Namen einer umfassenden Toleranz, der Wunsch nach einer Wiedergewinnung der kirchlichen Einheit laut geworden, ohne daß dabei gleich einer reinen Vernunftreligion oder einem uniformen Staatskirchentum das Wort geredet werden mußte.

Die Besinnung auf das gemeinsam Christliche und die Überzeugung, daß die unselige Trennung überwunden werden könne, hat auf katholischer Seite gerade in Bayern beachtenswerte Unionspläne reifen lassen, bei Beda Mayr und Benedikt Stattler sowie – im Bistum Regensburg – bei Maximilian Prechtl, dem letzten Abt des Klosters Michelfeld. Seine nach der Säkularisation verfaßten Schriften weisen ihn als überzeugten Anhänger einer der Wahrheit verpflichteten, realistischen Wiedervereinigung der gespaltenen Christenheit aus und sind von katholischen wie protestantischen Zeitgenossen stark beachtet worden. Eine wachsende konfessionelle Polemik, die anläßlich der Reformationsjubiläen von 1817 und 1830 auf beiden Seiten angeheizt und gerade in Bayern durch manche unglückliche Entwicklung geschürt wurde, ließ solche Gedanken schon bald als nicht mehr „zeitgemäß“ erscheinen.

In unserer heutigen, weithin säkularisierten Welt ist die glaubwürdige Verkündigung der Frohbotschaft Jesu Christi mehr denn je vom Maß der Einheit aller Christen abhängig – Grund genug, sich Maximilian Prechtls und seiner irenischen Schriften zu erinnern.

1. Kindheit – Jugend – Erste Jahre im Kloster

Dem Metzgersehepaar Martin und Margaretha Prechtl von Hahnbach wurde am 20. August 1757 ein Sohn geboren, den sie auf den Namen Georg Martin taufen ließen. Zusammen mit drei jüngeren Geschwistern, von denen der Bruder Peter später Stadtpfarrer von Hirschau wurde, erhielt er in der heimatlichen Volksschule den ersten Unterricht. Der Hahnbacher Kaplan Georg Jakob Schrimml führte ihn in die Anfangsgründe des Lateinischen ein, und im Jahre 1767 konnte der begabte Bub auf das Amberger Jesuitengymnasium wechseln. Kost und Wohnung hatte er bei einem Onkel, der in der oberpfälzischen Hauptstadt das Schuhmacherhandwerk betrieb.

Der schulische Erfolg ist dem jungen Prechtl nicht in den Schoß gefallen. Nur mit großem Fleiß konnte er anfängliche Schwierigkeiten überwinden, gehörte dann aber

bald zu den Klassenbesten. Zum Schuljahr 1773/74 stehen im „Catalogus Studio-
sorium Ambergensium“ unter seinem Namen nur ausgezeichnete Qualifikationen ver-
zeichnet:

ingenium	–	insigne et magnae spei
diligentia	–	omnino indefessa
profectus	–	multum eminens inter suos
mores	–	pares profectui et ex omni parte commendandi

Außerdem erhielt Prechtl in diesem Jahre nicht weniger als sieben der begehrten Schulpreise („fuit in fine anni 7 omnino praemiis donatus“). Am Ende der Gymnasialzeit wird sein Betragen als außerordentlich empfehlenswert und dabei weit über sein Alter hinaus reif und vornehm bezeichnet („mores – eximie prorsus commendandi et ultra aetatem maturi et culti“). Mit zwei Jugendfreunden vom Amberger Gymnasium hielt sich übrigens eine lebenslange Freundschaft: mit dem späteren Abt Rupert Kornmann von Prüfening und mit Michael Wittmann, der 1829 Weihbischof von Regensburg wurde.

Da Prechtl sich zum Ordensstand berufen fühlte, trat er nach Abschluß seiner Gymnasialstudien im September 1775 in das kleine Benediktinerkloster Michelfeld ein, das 4 Meilen (etwa 30 Kilometer) nordwestlich von Amberg, schon auf dem Gebiete des Bistums Bamberg, lag. Abt Marian Eder nahm ihn trotz seines jugendlichen Alters auf, weil er wegen seiner „guten Sitten und Gelehrtheit nit nur allein von jedermann angerühmet, sondern auch von meinen Religiosen solchergestalten geprüft worden, daß ich (weil dergleichen qualifizierte Candidaten, wenn mans braucht, sich nit allzeit anmelden) die Aufnahme nit gehrn habe versagen wollen“. Bei seiner Einkleidung am 1. Oktober 1775 erhielt Prechtl den Ordensnamen Maximilian. Daran schloß sich das einjährige Noviziat, das für die bayerische Benediktinerkongregation damals im Kloster Scheyern abgehalten wurde.

Nach Michelfeld zurückgekehrt, konnte der gerade erst Neunzehnjährige nicht ohne weiteres die feierlichen Ordensgelübde ablegen, weil dafür ein Mindestalter von 21 Jahren vorgeschrieben war. Deshalb suchte der Abt bei der kurfürstlichen Regierung um Dispens nach. Maximilian Prechtl sei aus dem Probejahr „mit so außerordentlich guten Urkunden zurückgekehret, daß wir uns die sichere Hoffnung machen können, dem Kloster dermaleinst einen vollkommenen Religiosen herstellen zu können“. Dem Ansuchen wurde stattgegeben: Prechtl legte am 25. November 1776 in Michelfeld seine Gelübde ab und studierte in den folgenden Jahren an der Klosterschule Philosophie und Theologie.

Nach seiner Priesterweihe (Bamberg, 22. September 1781) wurde Prechtl zusammen mit Rupert Kornmann aus dem Kloster Prüfening als Kaplan in das adelige Benediktinerinnenstift Nonnberg bei Salzburg gesandt. Gleichzeitig widmete er sich dort theologischen, daneben auch juristischen Studien und bildete sich in der französischen und italienischen Sprache aus. Mit einem hervorragenden Zeugnis der Salzburger Universität kehrte er im August 1785 nach Michelfeld zurück.

Natürlich wollte der Abt die Fähigkeiten des jungen Konventualen dem Kloster zugute kommen lassen. Deshalb übertrug er ihm zunächst das Archiv und die Registratur der Klostergerichtskanzlei und ernannte ihn später auch noch zum Bibliothekar. Während dieser Zeit, in der er zusätzlich die Pfarrei Gunzendorf versah, arbeitete sich Prechtl gründlich in die Urkunden und Gerichtsakten sowie in die Rechtslage des Klosters nach der Säkularisation unter Kurfürst Ottheinrich (1556) ein. Dank seiner Kompetenz konnte das Kloster Michelfeld viele Jahre später einen spektakulären

Prozeß gewinnen, infolgedessen sich Kurfürst Karl Theodor (als Herzog von Sulzbach) in einigen umstrittenen Punkten als Vasall des Klosters erklären mußte.

Zusätzlich übernahm Prechtl 1786 einen der beiden Lehrstühle an der Klosterschule, wo er zunächst kanonistische Kurse abhielt; seit 1788 dozierte er Dogmatik und Moral und zog schon damals auch Werke protestantischer Theologen heran. Vor allem aber besaß der junge Ordensmann eine ausgesprochen historische Ader. Von Fürstabt Martin Gerbert (St. Blasien) eingeladen, verfaßte er aus den Quellen eine Geschichte des Klosters Michelfeld, die 1802 im Rahmen der „Germania sacra“ erschien. Bei zahlreichen Disputationen in Michelfeld und in benachbarten Klöstern wie Weißenhohe, Speinshart, Waldsassen oder Ensdorf machte Prechtl durch glänzende Beiträge auf sich aufmerksam. Der Ruf, einer der ersten Theologen der Oberpfalz zu sein, öffnete ihm schon bald einen neuen Wirkungskreis außerhalb seines Klosters.

2. *Lyzealprofessor und Rektor in Amberg*

Für Schüler, die das Gymnasium absolviert hatten, bestand am Ende des 18. Jahrhunderts in mehreren bayerischen Städten die Möglichkeit, an den angeschlossenen Lyzeen philosophische, in München und Amberg zusätzlich auch theologische Vorlesungen zu besuchen. An der Studienanstalt in Amberg wirkten Benediktiner aus verschiedenen bayerischen Klöstern, seitdem – nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 – im Jahre 1781 das lateinische Schulwesen in Bayern von den Prälatenorden übernommen worden war. Diese stellten mit dem Generalstudiendirektorium auch das Organ, das sich um sämtliche Verwaltungstätigkeiten, darunter die Besetzung der Lehrstühle, zu kümmern hatte.

Maximilian Prechtl befand sich in den Herbstferien des Jahres 1794 gerade auf einer Studienreise durch oberbayerische Klöster, als ihm der Präses der Bayerischen Benediktinerkongregation, Abt Joseph Maria Hiendl von Oberaltaich, die Weisung erteilte, die Professur für Dogmatik und Kirchengeschichte am Lyzeum in Amberg zu übernehmen. Das kurfürstliche Ernennungsdekret trägt das Datum des 23. Oktober 1794. Mit gemischten Gefühlen trat Prechtl seine neue Stelle an. Es blieb ihm nicht erspart, an seinem berühmten Vorgänger gemessen zu werden, dem an die Universität Ingolstadt berufenen Marian Dobmaier, einem gebürtigen Schwandorfer aus dem Kloster Weißenhohe. Auch als Kollege des seinerzeit bedeutendsten bayerischen Kanonisten Maurus Schenkl aus dem Kloster Prüfening hatte der neue Professor zunächst keinen leichten Stand. Durch rastlosen Fleiß, sorgfältige wissenschaftliche Arbeit und einen ruhigen, klaren Vortrag in deutscher und lateinischer Sprache konnte er seine Berufung aber in kurzer Zeit rechtfertigen und stand bald „allenthalben in großem Ansehen und Credit“ (Schenkl).

Prechtl erfreute sich bei der studierenden Jugend als Beichtvater großer Verehrung und fand wegen seines aufrichtigen priesterlichen Wandels in ganz Amberg ungeteilte Hochachtung. Gottesdienste, die er in der mächtigen Studienkirche St. Georg zelebrierte, wurden gerne besucht, und es war allgemein bekannt, daß er „den Kirchenchoral, auch die schwersten Stücke, z. B. das Exultet, richtig und mit angenehmer Barytonstimme sang“ (Johann Baptist Weigl). Darüber hinaus war er Pfarrer der Malteserkommende, die im ehemaligen Jesuitenkolleg untergebracht war. Hier wohnten die geistlichen Professoren des Benediktinerordens zusammen mit dem Leiter der Kommende, Baron Klemens von Weichs.

Mitten aus einem theologischen Triennium heraus sollte Maximilian Prechtl zum

Studienjahr 1798/99 an das Lyzeum in München versetzt werden. Nicht nur Maurus Schenkl fürchtete, durch seinen Weggang könnte „dem hiesigen Schulhause ein sehr großer Schaden zugehen“. Auch Prechtl selbst sträubte sich aus mancherlei Bedenken: *Entfernung von meinen guten Schülern, mit denen ich die Theologie anfieng; weite Entfernung von meinem Kloster; Abänderung meines bisherigen Gegenstandes, der Kirchengeschichte, in das Studium der Moral, welches heut zu Tage in mancher Rücksicht für einen Lehrer so beschwerlich ist; kritische Lage in München . . .*

Es wäre ungerecht, wollte man Prechtl wegen dieser Haltung aus der Sicht des heutigen Menschen „mangelnde Flexibilität“ vorwerfen. Man sollte vielmehr bedenken, daß er von Natur aus eher scheu und zurückhaltend war und auch in späteren Jahren seine gewohnte Umgebung schon deshalb immer nur höchst ungern aufgab, weil er seit seinem 33. Lebensjahr an chronischen Schweißanfällen litt. Sie traten täglich in der Stunde um Mitternacht unter großen Schmerzen und in so unglaublicher Stärke auf, daß die Ärzte vor einem Rätsel standen. Hauptsächlich aus diesem Grunde dürfte er den drohenden Umzug nach München *das Opfer meines Lebens* genannt haben. Dafür sprechen auch Äußerungen des damaligen Abtes von Michelfeld, Ägidius Bartscherer, der das Generalstudiendirektorium mehrmals (und schließlich mit Erfolg) bat, „meinen P. Maximilian bey seinen ohnehin ganz schwächlichen Gesundheitsumständen gütigst zu verschonen“. In ähnlicher Weise schlug Prechtl kurze Zeit später einen ehrenvollen Ruf an die Universität Ingolstadt aus.

Als er am 6. September 1798 erfuhr, daß ihm zum neuen Schuljahr das Rektorat der Studienanstalt übertragen werden sollte, war Prechtl keineswegs begeistert. Das neue Amt bedeutete viel lästige Schreibearbeit und ließ auch persönliche Unannehmlichkeiten erwarten. Erklärte er sich deshalb zur Übernahme des Rektorates selbst *vollends unfähig*, so folgte das Direktorium doch lieber der Meinung des bisherigen Rektors Maurus Schenkl: „Er ist der Mann, der dies Amt am besten verwalten kann.“ In der Tat hat Prechtl die in ihn gesetzten Erwartungen voll und ganz erfüllt. Während des großen Krieges gegen Frankreich legte er am 8. Februar 1799 massiven Protest bei der Regierung ein, weil der Amberger Stadtmagistrat das Lyzealgebäude den österreichischen Truppen als Winterquartier angewiesen hatte. Mit gutem Grunde fürchtete er um *sicheren Unterricht so wohl, als ungestörte Bildung . . . Die Geschichte aller Jahrhunderte bestätigt es, daß die Wissenschaften nur nach dem Maaße der obrigkeitlichen Begünstigungen zu blühen pflegen*. Dank dieses Einspruches konnte die *Kränkung des hierortigen Lyzeums* abgewendet und eine Einquartierung der *hier angehäuften vaterländischen Truppen* verhindert werden.

Am 12. Februar 1799 wurde Kurfürst Karl Theodor beim Kartenspiel vom Schläge gerührt. Als der wenig populäre Landesherr vier Tage später starb, ging ein Aufatmen durch das Volk. Von amtlicher Stelle wurde Maximilian Prechtl dazu ausersehen, beim Requiem des 30. Tages in der Studienkirche St. Georg die Trauerrede zu halten – ein Angebot, das er *nicht mit Ehre ausschlagen konnte*. Schon sehr bald deuteten sichere Anzeichen darauf hin, daß er infolge dieser Rede vom 14. März 1799 seinen theologischen Lehrstuhl verlieren würde. Wirklich mußte Prechtl im Zuge der Studienreform von 1799 (durch Dekret vom 23. November dieses Jahres) seine Lyzealprofessur an Dominikus Gollowitz aus Oberaltaich abtreten, erklärte sich aber damit einverstanden, als Gymnasiallehrer die neu zu besetzende II. Rhetorik zu übernehmen. Der Vorgang wurde allgemein als Degradierung empfunden und war für Prechtl entsprechend schmerzlich. Freunden gegenüber hat er später erklärt, er sei sich im klaren gewesen, daß diese Rede ihren Tribut fordern würde: *Der Stoff war sehr kritisch*,

und die dermalige Lage noch kritischer. Gleichwohl – ich that das meinige. Zunächst möchte man vielleicht meinen, Prechtel habe seinen Lehrstuhl räumen müssen, weil er mit dem Kurfürsten zu hart ins Gericht gegangen war, doch das Gegenteil ist der Fall: Die Rede liest sich wie ein Panegyrikus, und der Autor sah selbst ein, daß er den Verstorbenen *zu sehr gelobt* hatte. Unter Kurfürst Karl Theodor (1777–1799) waren die Klöster gezielt in die Politik eingebunden worden. Ein wichtiger Meilenstein war hier die Übertragung des höheren Schulwesens in Bayern an die Prälatenorden (1781). Diese traten das Erbe der aufgehobenen Societas Jesu, das erhebliche personelle und finanzielle Belastungen erwarten ließ, höchst ungern und letztlich nur deshalb an, weil ihnen sonst die Finanzierung der „bayerischen Zunge des Malteserordens“ übertragen worden wäre. Sie war vom Kurfürsten geschaffen worden, um seinem illegitimen Sohn und anderen Mitgliedern des Hofadels Versorgungsstellen zu schaffen und wurde – nach dem Arrangement mit den Prälatenorden – aus dem Jesuitenfonds finanziert.

Der Kurfürst hatte mit der Maßnahme von 1781 somit keineswegs nur „eine willfähige, im Sinne des Staatsabsolutismus neuer Prägung lehrende Lehrerschaft“ im Auge; es ging ihm vielmehr um die „grundsätzliche Neufestsetzung des Verhältnisses von Staat und Kirche mit allen damit verbundenen finanziellen Konsequenzen“ (Rainer A. Müller). Zweifellos wäre Karl Theodor bereit gewesen, die Klöster zu liquidieren, wenn sie die ihnen zuge dachte Rolle erst einmal ausgespielt hätten. Schließlich deutete in der zunehmend klosterfeindlichen Stimmung des ausgehenden 18. Jahrhunderts nicht nur *ein* Anzeichen in Richtung Säkularisation, und Franz Töpsl, der gelehrte Propst des Augustiner-Chorherrenstiftes Polling, ahnte Schlimmes, als er die Befürchtung aussprach, die Klöster könnten zu Handlangern des sie später „verderbenden“ Staates werden.

Im Angesichte des Damoklesschwertes einer allgemeinen Klosteraufhebung mußte sich das Generalstudien direktorium, das immer mehr unter dem Druck der Schulkuratel, des staatlichen „Kontrollorgans“, zu leiden hatte, brüskiert fühlen, wenn ein Professor aus den eigenen Reihen vor Schülern und Studenten nur höchstes Lob für die Regentschaft des verstorbenen Kurfürsten fand und seine Worte auf ausdrücklichen Wunsch der Regierung auch noch gedruckt wurden. Der Entzug des Lehrstuhls ist als Maßnahme, den in politischer Hinsicht völlig unkritischen Lyzealprofessor Prechtel seiner einflußreichen Stellung zu entheben, mehr als verständlich.

3. Abt des Klosters Michelfeld

Am 12. November 1799 starb im Kloster Michelfeld der seit 1783 regierende Abt Ägidius Bartscherer, ein gebildeter Theologe und weithin bekannter Geigenvirtuose. Als Tag für die Wahl seines Nachfolgers wurde der 14. Januar 1800 bestimmt. Von den neunzehn wahlberechtigten Mönchen nahmen achtzehn am Skrutinium teil; der in der Michelfelder Propstei Zeil/Main wirkende Konventuale konnte aus gesundheitlichen Gründen nicht anreisen. Die Leitung der Wahl lag beim Präses der bayerischen Benediktinerkongregation, Abt Karl Klocker von Benediktbeuern. Kurz vor dem eigentlichen Wahlvorgang kam es zu einem Zwischenfall, als Gesandte des Bamberger Fürstbischofs vortraten und für diesen die Hoheitsrechte über das Kloster Michelfeld reklamierten. Sie wurden von den beiden kurfürstlichen Wahlkommissären scharf zu rechtgewiesen. Nach diesen Turbulenzen entschieden sich die Votanten einstimmig für ihren Mitkonventualen Maximilian Prechtel, der sich selbst bei der Wahl der Stimme enthielt.

Nachdem in bischöflichem Auftrag das übliche Examen über die Würdigkeit des

neugewählten Abtes erfolgt war, begab sich Prechtl nach Bamberg. Die Konfirmation nahm Bischof Christoph Franz von Buseck am 22. März 1800 vor. Zunächst wurden kurze Ansprachen ausgetauscht. *Hierauf legte ich, in der Mitte des Zimmers kniend, auf einem Skabell <Schemel> professionem fidei und das iuramentum confirmationis ab. Dann tratt ich unmittelbar zum Throne, kniete auf den Antritt des selben. Der Fürstbischof stund auf, sprach die gewöhnliche Form, steckte mir den Ring an den Finger, nahm das Pirett von seinem Haupte und setzte es mir einige Augenblicke auf. Nachdem dieses geendigt war, tratt ich abermals auf meinen vorigen Platz in die Mitte des Zimmers und machte in lateinischer Sprache – wie es mir einfiel – eine lateinische und lakonische Danksagung, denn von langen Reden ist der dermalige Fürstbischof kein Liebhaber. Nach vollendetem Akte stieg Höchstselber vom Throne, gieng zu mir, wünschte mir Glück und äußerte sein Bedauern, daß ihm die medici die Vornehmung der Benediktion mißriethen.*

Einen Tag später, am 23. März 1800, wurde Prechtl von Weihbischof Johann Adam Behr in der Bamberger Schloßkapelle zum Abt geweiht. Sein Aufenthalt in Bamberg ist im übrigen ein sprechendes Beispiel dafür, daß man auch in früherer Zeit an höheren Stellen wenig geneigt war, die Macht der Gewohnheit zu brechen, wenn sie zum eigenen Vorteil geübt wurde. Denn da sich Michelfeld erst im Jahr zuvor eine Schuldenlast von 19500 Gulden aufbürden mußte, suchte Prechtl die Ausgaben so niedrig wie möglich zu halten. *Aus dieser Ursache waren bey der Benediction keine Edelknaben und keine fürstlichen Kammerdiener gegenwärtig, ich entschloß mich also, denselben nichts zu geben. Allein den Tag vor meiner Abreise kam der fürstbischöfliche Kammerdiener mit einem Promemoria, daß die dem Fürstbischofen überreichten zwey Goldstücke nicht 50, sondern nur 36 Dukaten wägen; doch wollte Sr. Hochfürstlichen Gnaden wegen den von mir vorgestellten Klosterumständen für seine Persohn nichts weiters verlangen; es sey aber für jeden der zween Edelknaben und der drey Kammerdiener etc. ein Dukaten zu bezahlen übrig, weil er auch im vorigen Falle gegeben wurde. Die Verweigerung schien mir sehr bedenklich . . .*

Der neue Abt war seinen Mitbrüdern ein leuchtendes Vorbild in der Beobachtung der klösterlichen Regel. Als die Äbte Karl Klocker und Rupert Kornmann im Rahmen der letzten Visitation der bayerischen Benediktinerkongregation in Michelfeld eintrafen (3. August 1801), hatte gerade ein furchtbares Unwetter den ganzen Ort unter Wasser gesetzt und schreckliche Verwüstungen angerichtet. So betrüblich sich infolge der Katastrophe das Äußere von Michelfeld darbot, so tröstlich erschien den Visitatoren das eifrige Wirken und Streben des Abtes, der sein Kloster in jeder Hinsicht zu fördern suchte. Ernsterer Klagen wurden im Konvent, der 15 Priester und 3 Novizen zählte, nicht geäußert; es herrschte Harmonie zwischen den Oberen und Untergebenen und brüderliche Liebe untereinander. Der Abt aß mit seinen Mitbrüdern an demselben Konventtisch, sofern nicht Gäste seine Anwesenheit im Tafelzimmer notwendig machten. (Nicht nur katholische Christen, auch Protestanten waren in Michelfeld stets willkommen und ließen es sich, wie der evangelische Verleger Johann Esaias von Seidel bezeugt, „an der Prälentafel sehr oft recht gut schmecken“). Auch wenn Prechtl selbst vormittags, von einem Glas Wasser abgesehen, nichts zu sich nahm und die Ordensstatuten eine frühe Mahlzeit verboten, erlaubte er doch den aus Alter oder Krankheit geschwächten Mitbrüdern eine kräftige Stärkung schon am Morgen und ließ so den Buchstaben der Regel nicht zum eisernen Gesetz erstarren, sondern ihren Geist lebendig werden.

Viele begabte Bauernkinder wurden vor der Säkularisation auf Klosterschulen zum Ordenseintritt vorbereitet oder – was man keinesfalls übersehen sollte – zum Besuch

der Gymnasien in den größeren Städten befähigt. Für nicht wenige von ihnen war damit der Aufstieg in die Beamtschaft verbunden. Schon früh hatte auch Maximilian Prechtler erkannt, daß eine wahrhaft christliche Aufklärung und geistige Kultur entscheidend von der sachgemäßen Unterrichtung der Jugend abhängt. Er veranlaßte deshalb, manchen Widerständen zum Trotz, in Michelfeld den Bau eines Schulhauses, das Lehrenden und Lernenden in gleicher Weise ideale Verhältnisse bot. In dem kleinen Knabenseminar des Klosters wurden die Zöglinge in der Musik unterrichtet und zur Fortsetzung ihrer Studien auf öffentlichen Lehranstalten gründlich vorbereitet. Welch großes Anliegen ihm eine gediegene Ausbildung der Kinder und Jugendlichen war, unterstrich Prechtler, indem er viele Jahre später (1815) die Schulen von Michelfeld, Gunzendorf und Neuzirkendorf mit großzügigen Zuwendungen bedachte.

Keine Klage gab es bei den Untertanen des Klosters Michelfeld über das Regiment des Abtes. Das Beschäftigungssystem, das für die im Klosterdienst stehenden Personen unter dem Gesichtspunkt der sozialen Sicherung von existentieller Bedeutung war, darf als vorbildlich bezeichnet werden. Obwohl die bayerischen Klöster in der damaligen Zeit mit zahlreichen Abgaben belastet waren und auch Michelfeld, trotz der ökonomischen Umsicht des Abtes, in wirtschaftlicher Hinsicht nicht gerade in Blüte stand, wurden doch keine Kosten gescheut, die Klosterbibliothek um nützliche Werke zu erweitern. Insbesondere sollten die Mönche Philosophie, Theologie und Physik betreiben. Nicht mehr in Erfüllung gegangen ist der von Prechtler inständig gehegte Wunsch, das kleine oberpfälzische Kloster möchte sich zu einer Pflanzstätte der Wissenschaft entwickeln, denn schon im Jahre 1802 wurden die oberpfälzischen Abteien von der Säkularisation verschlungen.

Am 13. März 1802, knapp zwei Jahre nach der letzten Abtswahl, wurde das Kloster Michelfeld unter kurfürstliche Administration gestellt; damit verlor es die Selbstverwaltung. Vergeblich blieb, was der Abt als Bevollmächtigter der oberpfälzischen Klöster unternahm, um den Sturm der Säkularisation aufzuhalten. Seine Reisen nach München fruchteten ebensowenig wie die kirchengeschichtliche Abhandlung „Wie sind die oberpfälzischen Abteien im Jahre 1669 abermal an die geistlichen Ordensstände gekommen?“, die Prechtler früher schon verfaßt hatte und die er jetzt, in der höchsten Not, zur Veröffentlichung freigab (1802). In ihr versuchte er nachzuweisen, daß die Wiederherstellung der oberpfälzischen Klöster nach der Säkularisation von 1556 kein reiner Gnadenerweis des Landesherrn gewesen sei.

Auch nach der endgültigen Aufhebung (23. April 1803) blieb Prechtler als einfacher Mieter noch einige Zeit bei seinen Brüdern, bis für ihre weitere Existenz die notwendigen Maßnahmen ergriffen waren. Er mußte bei der Auflösung des gesamten klösterlichen Inventars mithelfen und zusehen, wie auch in Michelfeld die ländliche Sozialstruktur durch die Klosteraufhebung ins Wankengeriet. Schließlich verließ er sein ehemaliges Kloster mit dem festen Vorsatz, es in seinem Leben nicht mehr aufzusuchen, außer wenn es restituiert werden sollte. Das Siegel, das Prechtler nun wählte, zeigt eine aus den Wolken gestreckte Hand, die eine stark aus dem Gleichgewicht geratene Waage hält, hinweisend auf das Menetekel aus dem Buche Daniel (Dan 5, 27).

4. *Prechtler als ökumenischer Theologe*

Zu seinem neuen Aufenthaltsort wählte Prechtler die kleine Stadt Vilseck (nördlich von Amberg). Dort lebte er „im bürgerlichen und Privatleben sowie als Geistlicher ohne Tadel, wohlthätig gegen Arme, dienstfertig gegen Hilfesuchende“ (Seidel) und pflegte „eine von Andacht und Bigottism entfernte, wahre, herzliche und vernünftige

Frömmigkeit“ (Joachim Heinrich Jäck, 1814). Seine Erholung bestand in der Pflege eines kleinen Hausgartens und – soweit dies möglich war – in einem täglichen Spaziergang. Ehemalige Mitbrüder und Kollegen, die ihm herzlich verbunden blieben, schätzten seine Gastfreundlichkeit. Jede Form von Eitelkeit war ihm fern, und erst auf Drängen seiner Freunde bequeme er sich dazu, sein kahles Haupt mit einer Perücke zu bedecken.

In Resignation ist Prechtl nicht verfallen. Nach der Klosteraufhebung widmete er sich wieder mit ganzer Kraft der wissenschaftlichen Arbeit, wozu ihm eine stattliche Privatbibliothek, nach seinem Umzug nach Amberg (1812) auch die dortige Provinzialbibliothek sehr von Nutzen war. (Häufige Einquartierungen der nach Rußland marschierenden Soldaten hatten ihm die Ruhe geraubt und den Umzug nach Amberg geboten.) Als die Bibliothek des letzten Trierer Kurfürsten Klemens Wenzeslaus (gest. 1812) verkauft wurde, konnte Prechtl viele wertvolle Bücher erstehen.

Bevorzugt wandte er sich nun wieder seinem Lieblingsgebiet in der Theologie, der Kirchengeschichte, zu. Seine Studien galten insbesondere der Reformationszeit. In der unseligen Spaltung der Christenheit erblickte er eine entscheidende Wurzel für die politische Zerrissenheit Deutschlands, das in dieser Verfassung zum Spielball der napoleonischen Großmachtgelüste werden mußte. Ausgehend von seinen historischen Forschungen und in Anbetracht der politischen Zustände, griff Prechtl in die seinerzeit keineswegs ungewöhnlichen Dispute zwischen Katholiken und Protestanten ein. In dem, was er aus der Sicht eines katholischen Theologen zur Verständigung der Konfessionen („Parteien“) mit dem Ziel ihrer Wiedervereinigung beitragen wollte, erschließt sich uns der Ireniker Prechtl. Gerade in dieser Hinsicht ist sein Name „dem katholischen Deutschland nicht weniger wert geworden als jener Sailers“ (Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund 1832).

Im Jahre 1810 erschienen bei dem geistesverwandten evangelischen Verleger Seidel in Sulzbach anonyme „Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung“. Sie stammten aus der Feder des letzten Abtes von Michelfeld und waren als Antwort auf eine Schrift des Göttinger evangelischen Theologen Gottlieb Jakob Planck gedacht, der die verschiedenen Konfessionen einander kritisch gegenübergestellt hatte. Der Wiener Nuntius Severoli nannte die „Friedensworte“ 1816 ein „opus maxima cum laude exceptum et ubique celebratum, solida doctrina et eximia prudentia adornatum“, also „ein mit höchstem Lobe aufgenommenes und allenthalben gefeiertes Werk von gediegener Gelehrtheit und außerordentlicher Klugheit“. Noch bevor das Werk in Druck ging, ließ es Prechtl einer kritischen Prüfung sowohl durch den katholischen Kaplan von Vilseck als auch durch den evangelischen Pfarrer Blumenröder unterziehen, der im Rufe eines Gelehrten stand.

Schon in der Einleitung zu dem umfangreichen Werk betont der Verfasser, daß die christliche Wahrheit selbst die Versöhnung aller Christen gebietet: *Immer schien mir die Trennung der christlichen Partheyen mit dem Interesse der Wahrheit, der Religion und der Menschheit zu streiten; sie schien mir Abartung vom Christusgeiste, Ärger für die Nichtchristen und Beweis menschlicher Schwäche zu seyn.* Mit seinen „Friedensworten“ wollte Prechtl einer Wiedervereinigung den Weg bereiten; er weist deshalb gleich eingangs darauf hin, *daß hier nicht auf ein Treiben zur Vereinigung ausgegangen werde: nur Aufhellung und Beherzigung der Wahrheit und die dadurch zu erzielende Annäherung unsrer Herzen als unsrer Religionsbegriffe ist meine Tendenz.*

Ist die Wiedervereinigung der christlichen Partheyen zu wünschen? lautet die Überschrift des ersten der drei Hauptabschnitte. Allein der Blick auf *das entstandene Mißtrauen und den Sektenhaß, auf die Ströme des vergossenen Menschenblutes und die Zerrüttungen ganzer Länder* verbiete es, sich mit der Trennung abzufinden. Der Versuchung, sich an das wohlwollende Ver-

tragen der „Parteien“ zu gewöhnen, sind viele irenisch gestimmte Zeitgenossen Prechtl's erlegen. *Wenn sich gleichwohl der gegenwärtige Zeitpunkt mit so einer gepriesenen Stimmung auszeichnete; wer kann ihre Dauer verbürgen, so lang der Stoff des Sektenhasses nicht ganz gehoben ist?*

Die Überwindung der Spaltung kann nicht zuerst eine Angelegenheit des Staates sein: *Ist von einer positiven-geoffenbarten Religion die Rede, dann muß das Wesentliche derselben nach dem Willen ihres Stifters bemessen werden.* Denn: *So nahe das Interesse des Staates und des Fürsten mit der Religionseinheit verbunden ist, so darf die Religion nicht als blosses Staatswerkzeug betrachtet, nicht für einen Hebel politischer Zwecke angesehen und nicht zu einer tüchtigen Polizeyanstalt herabgewürdigt werden.* Eine durch den Staat erzwungene Vereinigung wird von Prechtl also scharf mißbilligt.

Die Christen selbst sind auf den Plan gerufen. Jesus habe in seiner Abschiedsrede bei Johannes (Joh 17) für alle Zeiten den Weg der *Einheit des Glaubens* und der *Harmonie religiöser Begriffe* gewiesen. *Der Zweck und Befehl Jesu war, alle Menschen – ohngeachtet ihrer Verschiedenheit und Ausbreitung – in Eine Familie, in Eine Kirche zu versammeln.* Aber auch die Vernunft heißt uns vom Unvollkommenen zur Vollkommenheit fortschreiten. Die Wahrheit läßt sich nicht teilen: sie ist *nur Eine*.

Als ausgezeichnete Kenner der Kirchengeschichte unterzieht Prechtl die verschiedenen Unionsversuche einer kritischen Würdigung. Melancthon und Erasmus werden ebenso behandelt wie Leibniz und Bossuet oder Beda Mayr, der gelehrte Benediktiner aus dem Kloster Hl. Kreuz in Donauwörth. Obwohl dessen einschlägige Schriften erst wenige Jahre zuvor indiziert worden waren, rühmt ihn Prechtl in unbefangener Weise: *Würden alle Katholiken und Protestanten die Denkungsweise Beda Mayr's haben, dann ließe sich in Bälde auf Herzens- und Glaubensverein rechnen.*

Der zweite Hauptabschnitt gilt der Frage, ob die Wiedervereinigung zu hoffen sei. Der Antwort auf diese Frage soll eine ausgedehnte Beurteilung der Reformation Luthers dienen: *Mißbräuche der päpstlichen Gewalt und widerrechtliche Anmassungen der römischen Kurie, Herrschbegierde und Ueppigkeit der Bischöfe, zügelloses und träges Betragen des niedern Clerus, stolze Dummheit der Skolastik, Tyranny der Bettelmönche, Unwissenheit des gemeinen Volkes und niederträchtige Ablaßkrämerey waren die Gegenstände gerechter Beschwerden.* Niemand könne leugnen, daß die Reformation manche Mißbräuche in der äußern Gottesverehrung gerügt und gehoben, daß sie das übertriebene Ceremonienwesen geläutert, daß sie schädliche Auswüchse der Hierarchie beschnitten, daß sie das Bibelstudium mit mehr Ernste betrieben hat. Allerdings wertet Prechtl die Fortschritte der Reformation nicht als Sache besserer Einsicht, sondern als Sache der gereizten Leidenschaften, denn schon bald hätten Mißtrauen, Erbitterung und Trennung der Gemüther um sich gegriffen. Der Protestantismus habe immer mehr zum Rationalismus tendiert und sei schließlich in die Gefahr geraten, zu einer reinen Vernunftreligion herabzusinken.

Mit besonderer Eindringlichkeit werden die Unterscheidungslehren überprüft. Gerade hier müsse man *das Wesentliche der Religion von Nebendingen scheiden.* Prechtl weist auf einen grundlegenden Konsens hin, der die Wiedervereinigung nicht mehr länger als Illusion erscheinen lassen dürfe: *Alle Christen ehren den nämlichen Vater, der im Himmel ist, alle stimmen in dem Glauben an das große Erlösungswerk durch Christus überein.* Finde schon in der theoretischen Religion über die meisten Gegenstände volle oder wenigstens partielle Übereinstimmung statt, so herrsche in der praktischen Religion *Harmonie zwischen dem Catholicism und Protestantism.* Echte Differenzen werden in keiner Weise in Abrede gestellt, doch ist Prechtl bemüht, vieles von dem, was zur bedauerlichen Polarisierung beiträgt, mit Vernunftgründen als Mißverständnis oder Irrtum aufzuweisen: *Warum streiten wir um etwas, worin wir ohnedem einig sind oder es unschwer seyn können?*

Die Heiligenverehrung der katholischen Kirche beispielsweise werde von protestantischer Seite oft als *Irrthum gerüget und so gar als Abgötterey gedeutet.* Dabei könne hier ein einfacher Vergleich weiterhelfen: *Personen, die sich durch erhabene Thaten oder im wissenschaftlichen Fache vorzüglich auszeichneten, sind uns nach Hunderten der Jahre verehrungswerth. Ihr Andenken und ihre Hochschätzung wird erneuert und eingeschärft, um das Streben zur Nachfolge zu reitzen.* Analog habe das Christentum *Helden und Ideale der Tugend erzeugt, welche Wun-*

der der Standhaftigkeit im Glauben, Wunder der Selbstverläugnung, Wunder der Gottes- und Nächstenliebe wirkten. Dadurch charakterisierten sie sich sowohl dießseits als jenseits des Grabes im vorzüglichsten Grade zu Freunden Gottes. Schon die Vernunft flößt uns Achtung für solche Tugendbeispiele ein, schon die Vernunft verbietet die Entehrung derselben.

Die Anrufung der Heiligen werde bei den Protestanten als besonders anstößig empfunden, doch gebe es nicht wenige unter ihnen, die gestehen, daß die Heiligen ihre Nächstenliebe vor Gottes Angesicht beibehalten, vervollkommen und wohltätige Wünsche für die noch lebenden Freunde hegen: *dieß mag allgemein Fürbitte heißen.* Daß Gott auf die Wünsche seiner gekrönten Diener Bedacht nehme, läßt uns der Begriff von Gottes Güte nicht bezweifeln. Der Werth des Erlösungswerkes wird dadurch nicht herabgewürdigt, sondern erhöht: *wir flehen sie als Freunde Gottes an; die Kraft ihrer Fürbitte wird von den Verdiensten Jesu abgeleitet.* Natürlich dürfe die abergläubisch-magische Praxis mancher Katholiken nicht mit der Lehre der Kirche gleichgesetzt werden. Dies gelte insbesondere für die Bilder- und Reliquienverehrung. Recht verstanden handle es sich hier um Erinnerungsmittel, die die Funktion einer Layenbibel übernehmen können. *Übertriebener Bilderdienst ist Auswuchs der Unwissenheit, manchmal des schmutzigen Eigennutzes.* Auch worin die katholische Lehre exakt besteht, gelte es zu beachten: Weder wurde die positive Verehrung der Heiligen noch die Anrufung derselben von der katholischen Kirche als Geboth oder als unbedingtes Heilmittel aufgestellt.

Bezüglich der Rechtfertigungslehre räumt Precht ein, daß es nicht Absicht der Reformatoren gewesen ist (was ihnen aber von katholischer Seite weithin unterstellt wurde), durch ihr Grundprincip von dem allein rechtfertigenden Glauben der Sittlichkeit und dem praktischen Christenthume zu schaden. *Wir wundern uns mit Grunde, daß einst wegen des Punktes der Rechtfertigung mit so einem Lärmen gestritten und die Uneinigkeit genährt wurde. Es wird eine Zeit kommen, in welcher man sich über unsere – demals noch bestehende – Trennung wundern wird.*

Die Feier des Abendmahls unter beiden Gestalten reichte den erhitzten Gemüthern einen Stoff des Streites, der bey ruhiger Überlegung längst beigelegt seyn sollte. Erst zu einem bestimmten Zeitpunkt der Kirchengeschichte habe die Kirche, aus praktischen Gründen, dem gläubigen Volk den Kelch vorenthalten. Weil aber auch im Brot allein der ganze Christus gegenwärtig ist (Konkomitanzlehre), sei der Entzug des Kelches nicht schädlich gewesen. *Mehrere Jahrhunderte hindurch wurde das Abendmahl unter beyden Gestalten von der katholischen Kirche auch den Layen ausgetheilt; dieß kann und – wird wieder geschehen.*

Auch in der Frage des freien Willens, des Fegfeuers, der Ohrenbeichte, des Klosterwesens, des Verhältnisses von Schrift und Tradition oder auch des Opferbegriffs bei der katholischen Messe sei bei nüchterner Betrachtung Einigkeit zu erzielen.

Prechtli erliegt nirgends der Gefahr, aus einem falschen Enthusiasmus heraus die Glaubenslehre der katholischen Kirche zu verwässern. So sieht er in mehreren Punkten, etwa in der Sakramentenlehre und in der Frage der Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes, schwerwiegende Unterschiede, die die angestrebte Union erschweren. Keinesfalls sei den Freunden und Brüdern aus der protestantischen Kirche in diesen Punkten die Lehre der katholischen Kirche aufzunöthigen, seien sie zu deren Übernahme zu zwingen. Weil sich aber die Protestanten an kein Lehramt gebunden fühlten, könnten sie ohne große Schwierigkeiten diejenigen katholischen Lehren annehmen, die sie nach reiflicher Prüfung als richtig erkannt hätten. Anders auf katholischer Seite: *Was einmal als Gegenstand der göttlichen Offenbarung von der ganzen Kirche anerkannt wurde, muß dem Katholiken unveränderlich und ein wesentlicher Theil seines Glaubenssystemes seyn.*

Bei der Frage nach der Zahl und der Wirksamkeit der Sakramente könnten folgende Überlegungen weiterhelfen: Sinnliche Zeichen sind für die merkwürdigsten Ereignisse des menschlichen Lebens und gewisse – vorzügliche – Menschenklassen von großer Bedeutung. Die katholische Kirche sehe beide Bereiche mit den sieben Sakramenten erfaßt. Diese empfingen ihre heiligende und stärkende Gnade von Jesus her, der die Zahl und die nähere Bestimmung der äußeren Zeichen gar nicht festzulegen brauchte. Keine Hauptdivergenz bestehe in der Wirksamkeit der Sakramente, die in der katholischen Kirche nicht, wie von protestantischer Seite oft behauptet, von dem Mechanischen ihrer Anwendung abhängen; ebenso wie die Protestanten verlangen auch die Katholiken beim Sakramentenempfang von den Erwachsenen einen lebendigen Glauben.

Wollte Christus die stete Dauer seiner Religion bis zum Ende der Welt, so mußte er ihrer wesentlichen Verfälschung vorbeugen, mußte jedem Irrthume steuern, der die ganze Religion untergraben würde, mußte in diesem Sinne die ganze Religion – seine Kirche – stets vom wesentlichen Irrthume frey, mußte sie in diesem Sinne untrüglich wollen. Nach diesen Worten über die allgemeine Unfehlbarkeit der Kirche leitet Prechtl auf den päpstlichen Primat über, einen Punkt, der fast alles Blut in den Adern manches Protestanten starren macht. Doch möchten sie bedenken: *Bey einer unter Menschen des ganzen Weltalls ausgebreiteten Kirche ist ohne Mittelpunkt keine Einigkeit der Lehre und eben darum keine Gewißheit über gemeinschaftliche Einstimmung zu erzielen.* Prechtl interpretiert den Primat des Papstes, dessen blosser Name schon manche Unionsgespräche in's Stocken brachte, im Sinne eines besonderen Petrusdienstes, mit dem Christus den vorzüglichen Glauben und die vorzügliche Liebe dieses Jüngers besonders belohnen wollte. Auch in dieser Frage zeigt sich Prechtl zuversichtlich: *Rom hat all bereits seine Grundsätze geläutert; die Zeiten der Hildebrande sind vorbey und – werden nicht wiederkommen.* (Die nachfolgenden Pontifikate Gregors XVI. und Pius' IX. mit ihrer konsequent betriebenen Steigerung primatialer Machtansprüche und deren Aufgipfelung im Dogma von der päpstlichen Infallibilität haben Prechtl in diesem Punkte gründlich widerlegt.)

Mit dem Begriffe *Union*, häufig auch *Verein*, ist angedeutet, daß sich Prechtl unter der Wiederherstellung der Einheit keine Absorption der einen Konfession durch die andere vorstellt. Der bereits zitierte Nuntius Severoli kann schon deshalb die „Friedensworte“ nicht selbst gelesen haben, weil von einer „Zurückführung“ der Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche (Severoli: „scripsit verba pacis pro reducendis ad sinum ecclesiae protestantibus“) bei Prechtl nicht die Rede ist. Von einer *Zurückkehr* der Protestanten spricht Prechtl nur an einer Stelle und auch hier nicht im Sinne der römischen Vorstellung von Wiedervereinigung, sondern nur insofern, als nach der ehemaligen Einheit des Glaubens die Entfernung einer Parthey von der anderen möglich war und wirklich geschah.

Im letzten Haupttheil, dem mit Abstand kürzesten, macht sich der Autor Gedanken, wie die die angestrebte Union zu erzielen sei. Sie könne nur im Einklange mit der Vernunft erfolgen. Wahrheitsliebe auf beiden Seiten und damit das unbedingte Geständniß, bisher gerade hin gefehlt zu haben, sei unabdingbare Voraussetzung. Nicht mit Gewalt und nicht mit hitzigen Gefechten der Theologen, die allenthalben zu Rechthaberei und Parteiensucht neigten, sondern nur mit Geduld, Liebe und brüderlicher Toleranz könne die Einheit wiedergewonnen werden. *Wo wahrer Geist des Christenthumes ist, da zeigt sich der Geist des Friedens, der Liebe und der Einigkeit.* Das Unionsbestreben muß einer warmen Theilnahme an der Christusreligion entspringen und deshalb zuerst im Leben des einzelnen zu praktischen Konsequenzen führen: *Man wird sie aus ihren Früchten erkennen.*

Ganz konkret ist den Religionslehrern beider Konfessionen eine Schlüsselrolle zugedacht. Sie sollten in freundschaftlicher Offenheit miteinander sprechen und ein friedliches Vertragen auch im Volke bewirken, denn dort stellten sich die meisten unter der Trennung ein Phantom vor, welches gar nicht existiert. Dabei hält Prechtl nichts von einer Nivellierung echter Differenzen: *Last uns auch sagen, worin wir voneinander abweichen!* Da viele ältere Menschen von ihren feindseligen Überzeugungen abzurücken nicht mehr bereit seien, sollten die Religionslehrer auf die jüngere Generation als den Hoffnungsträger für die künftige Wiedervereinigung blicken.

Ist so im Volke der Boden für die Union bereitet, haben die Landesfürsten das Ihrige beizutragen. Sie hätten zwar ein berechtigtes Interesse an der religiösen Einheit ihrer Untertanen, müßten jedoch gewährleisten, daß die Freyheit der Religionslehrer und der Gewissen ungekränkt bleibt. Die Regenten sollten eine Unionskommission aus den vorzüglichsten Religionslehrern berufen, welche ihrerseits einen gemeinschaftlichen Vereinigungsplan auszuarbeiten habe. Immer müsse mit einer höchst vorsichtigen und bedachtsamen Weise zu Werk gegangen werden. Erst nach Abschluß dieses Stadiums ist derselbe dem Primat der katholischen Kirche zur Einsicht und zur Beurtheilung durch den Landesherren zu übergeben. *Eine frühere Theilnahme des Pabstes könnte die Protestanten zurücker schrecken oder das angefangene Geschäft in eine Stokung bringen. Die Geschichte der irenischen Versuche des sechzehnten Jahrhunderts soll uns Klugheit lehren.*

Eine kritische Würdigung der „Friedensworte“ wird anerkennen, daß Prechtl viele Elemente, die im ökumenischen Dialog unserer Tage als unverzichtbar gelten, erkannt und ausgeführt hat: die im Wesen des Christentums selbst gründende Notwendigkeit kirchlicher Einheit (jedoch nicht Uniformität) und das durch keine Rückschläge aufzuhaltende Streben nach wachsender Übereinstimmung, die feste Verwurzelung in der eigenen Konfession und die gründliche Kenntnis der anderen, die Bereitschaft, vorhandene Mißverständnisse auszuräumen und bereits bestehende Möglichkeiten des Handelns zu nutzen, die Achtung vor der Glaubensüberzeugung des anderen und das Eingeständnis eigener Schuld. Auch in ganz konkreten Überlegungen (wie der Frage des „Laienkelches“) wurde Prechtl von der Praxis unserer Tage bestätigt und „eingeholt“. Gerade seine oftmals erstaunlich aktuellen Ausführungen zu den einzelnen „Divergenzpunkten“ machen die „Friedensworte“ zu einer nach wie vor anregenden Lektüre.

Daneben wird man aber auch anmerken, daß die angestrebte „Union“ unter dem stets dominierenden Aspekt des Machbaren fast ausschließlich als Menschenwerk erscheint. *Man lerne Weisheit aus der Geschichte und benutze die Erfahrung*, dieses Motto durchzieht leitmotivartig, fast wie eine Zauberformel, das ganze Werk. Heute ist es die feste Überzeugung aller im Gespräch befindlichen Kirchen und Gemeinschaften, daß christliches Bemühen um eine sichtbare Einheit eine grundlegende und bleibende geistliche Dimension besitzt: Gewinnung dieser Einheit ist immer zuerst Frucht innerer Erneuerung und des Gebetes, letztlich also Gabe des Heiligen Geistes.

Die „Friedensworte“ stießen auf eine breite Resonanz. *Mein gutgemeintes Streben*, äußerte der Verfasser im Vorwort zur 2. Auflage, *wurde nicht nur von Katholiken, sondern auch von achtungswerthen Protestanten, meinem Wunsche gemäß, mit Gerechtigkeit, mit Schonung und Milde gewürdigt*. Zugleich aber wurde Prechtl zunehmend auch in literarische Fehden verwickelt. Das Reformationsjubiläum von 1817 bot jenen Protestanten, die in Prechtls irenischen Unionsbestrebungen eine Gefahr für die Identität des Protestantismus sahen, eine günstige Gelegenheit, die Fronten zu klären. Der Ex-Abt von Michelfeld sah sich zur Veröffentlichung weiterer Schriften genötigt, in denen er die Schwächen und Fehler der Reformatoren, allen voran Martin Luthers, offen beim Namen nannte. Sein leidenschaftlicher Eifer für die historische Wahrheit ließ ihn nun kämpferische Töne anschlagen, die nach Meinung des Verlegers Seidel die Protestanten durchaus erbitterten. Diese späteren Schriften haben auch inhaltlich das hohe Niveau der „Friedensworte“ und des „Friedens-Benehmens“ (1815) nicht mehr erreicht.

5. Abgelehnte Berufungen und Lebensende

Die Streitschriften zogen sich über viele Jahre hin und zehrten empfindlich an Prechtls Gesundheit. Mehrere höchst ehrenvolle Berufungen mußte er wegen seiner sichtlich zunehmenden Erschöpfung ausschlagen, zunächst die Bestellung zum Weihbischof und Dompropst von Passau (1821). Im Gespräch war er eine Zeit lang auch als Weihbischof für Würzburg und Bamberg.

Als König Ludwig I. bei den noch lebenden Ex-Benediktinern anfragen ließ, ob sie im Falle einer Klosterneugründung zum Wiedereintritt bereit wären, äußerten sich die meisten von ihnen negativ. Maximilian Prechtl beschrieb seine Situation in ergreifender Weise so: *Obschon meine Alters- und Gesundheitsumstände mich dem Tode nahe-*

gerückt haben und mir nun im 70. Lebensjahr keinen langen Wirkungskreis mehr hoffen lassen, erkläre ich doch, wenn mein ehemaliges Kloster wiederhergestellt und mit einer Dotation ausgestattet wird, welche zum Unterhalt einer religiösen Kommunität und zur Erreichung des erwähnten Zweckes genügt, daß ich dann der erste sein will, welcher in mein liebes Kloster Michelfeld zurückkehrt. Wünschenswert wäre es mir, wenn ich dort sterben und meinen bedeutenden Büchervorrat nebst meinen anderen Ersparnissen vor dem Tod dahin bringen und dahin vermachen könnte. Allein in ein anderes Kloster außer Michelfeld will und kann ich bei meinen dermaligen Alters- und Gesundheitsverhältnissen nicht mehr gehen. Was mir meine volle Lokalkenntnis in Michelfeld doch noch wohltätig zu wirken hoffen läßt, findet nicht anderswo statt.

Der oberste Kirchen- und Schulrat sprach sich am 17. April 1827 dafür aus, daß die angesehenen letzten Äbte von Michelfeld und Hl. Kreuz in Donauwörth, Maximilian Prechtl und Cölestin Königsdorfer, die Organisation der beabsichtigten Neugründung in Metten übernehmen sollten. Noch weiter ging der Regensburger Bischof-Koadjutor Johann Michael Sailer, der sich Prechtl – wenigstens für die schwierigen ersten zwei Jahre – als Leiter des Konventes wünschte. In Sailers Schreiben vom 19. Mai 1827 findet sich das schönste Urteil, das uns von einem Zeitgenossen über Maximilian Prechtl überliefert ist: „Das erste herzustellende Kloster, welches als Muster für die beabsichtigten übrigen erstehen soll, bedarf eines Mannes, der, mit dem wahren Geist klösterlicher Institute und des Benediktinerordens besonders vertraut und die Bedürfnisse seiner Zeit durchschauend, an die Spitze eines solchen Unternehmens treten, durch seine Persönlichkeit und Würde das öffentliche Vertrauen für die neue Anstalt gewinnen und den Klostergeistlichen, die er um sich sammelt, in jeder Hinsicht als Muster voranleuchten kann. Und dieser ist kein anderer als der ehrwürdige Prälat von Michelfeld. Denn er, geliebt und geehrt von allen, die ihn kennen, im In- und Ausland als geistvoller Schriftsteller geschätzt, das Leben in einer geistlichen Gemeinde und die Leitung derselben aus vieljähriger Erfahrung kennend, ist mehr als irgend jemand imstande, den Grund zum neuen großen Werk zu legen und dasselbe seiner hohen Bestimmung mit Sicherheit entgegenzuführen.“ Sailers Worte bedeuteten für Prechtl die höchste Ehre, die ihm bis dahin widerfahren war, bereiteten dem Greis aber auch schlimmste Gewissensqualen. Erst auf Anraten seines Beichtvaters lehnte er das Ansuchen ab.

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ließ auch Prechtls Geisteskraft spürbar nach. Eine Dispens befreite den Gebrechlichen von Breviergebet und Zelebration. Am 22. September 1831 feierte er in aller Stille sein goldenes Priesterjubiläum; zu diesem Zeitpunkt war sein Geisteszustand dem eines Kindes vergleichbar. Oft führte er die Worte des Apostels Paulus im Munde: „Cupio dissolvi et esse cum Christo“ (Phil 1, 23). Hart traf es ihn, als in den ersten Monaten des Jahres 1832 drei in Amberg ansässige ehemalige Ordensgeistliche verstarben, denen er besonders verbunden war: der Lyzealprofessor Anselm Moritz, einst Benediktiner in Ensdorf, dann Marian Neumüller, der letzte Abt von Reichenbach, und schließlich Quirin Schußmann aus dem Kloster Waldsassen.

Nur wenige Wochen nach dem von ihm hochverehrten Bischof Sailer, am 12. Juni 1832, wurde Maximilian Prechtl aus dieser Welt abberufen. Seine sterblichen Überreste wurden zwei Tage später auf dem Katharinen-Friedhof in Amberg beigesetzt. Die Zöglinge des Studienseminars sangen beim feierlichen Trauergottesdienst das Requiem von Wolfgang Amadeus Mozart für den unvergessenen Lehrer der studierenden Jugend, als der er einst in Amberg gewirkt hatte.

WERKE (z. T. anonym):

Positiones juris ecclesiastici universi Germaniae ac Bavariae adcommodatae, Amberg 1787. – Succincta series theologiae theoreticae, Amberg 1791. – Trauerrede auf das Hinscheiden des Durchleuchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Karl Theodor, Amberg 1799. – Wie sind die oberpfälzischen Abteyen im Jahre 1669 abermal an die geistlichen Ordensstände gekommen? Als Beytrag zur Kirchengeschichte der Obernpfalz erörtert von einem Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit, o. O. 1802. – Historia Monasterii Michaelfeldensis, in: Episcopatus Bambergensis chronologie ac diplomatice illustratus opera et studio P. Aemiliani Ussermann, St. Blasien 1802. – Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung, Sulzbach 1810 (2. Auflage 1820). – Über den Geist und die Folgen der Reformation, besonders in Hinsicht der Entwicklung des europäischen Staatensystems, Sulzbach 1810. – Friedens-Benehmen zwischen Bossuet, Leibnitz und Molan für die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten. Geschichtlich und kritisch beurtheilt von dem Verfasser der Friedensworte, Sulzbach 1815. – Gutachten der Helmstädter Universität bei der einer protestantischen Prinzessin angesonnenen Annahme der katholischen Religion, Sulzbach 1815 (?). – Seitenstück zur Weisheit Dr. Martin Luthers, o. O. 1817 (4. Auflage mit einer Beigabe: „Ueber das moralische (psychologische) Räthsel im Betragen Luther's“, Sulzbach 1818). – Antwort auf das Sendschreiben Dr. Martin Luthers an den neuesten Herausgeber seiner Streitschrift: das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet. Von dem Verfasser des Seitenstückes zur Weisheit Dr. Martin Luthers, Sulzbach 1817 (2. Auflage 1818; Neufassung als „Abgedrungene Antwort . . .“ Sulzbach 1818). – Kritischer Rückblick auf Herrn J. Chr. Berber's kritische Beleuchtung des Seitenstückes zur Weisheit Dr. Martin Luthers, Sulzbach 1818. – Beleuchtung der Dr. Tzschirnerschen Schrift: Protestantismus und Catholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, Sulzbach 1823. – Rechtfertigender Rückblick auf die Beleuchtung der Dr. Tzschirnerschen Schrift: Catholicismus und Protestantismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet. Als Antwort auf das Dr. Tzschirnersche Sendschreiben für und an das Publikum, Sulzbach 1824.

Eine ganze Reihe ungedruckter Manuskripte Prechtl's befindet sich im Archiv der Pfarrei Michelfeld.

QUELLEN:

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Klosterliteralien Michelfeld 51; 56b; 58. Generalregistratur 1383; 1422. – *Staatsarchiv Amberg*: Geistliche Sachen 5.217. Humanistisches Gymnasium Amberg 7; 18; 402. Landesdirektion Amberg 812. – *Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg*: Kloster Metten 48. – *Archiv der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung Sulzbach-Rosenberg*: Privat-Copierbücher A (1813–1819), B (1819–1825), C (1825–1828), D (1828–1832).

LITERATUR:

J. H. Jäck, Maximilian Precht, in: Pantheon der Literaten und Künstler Bamberg, Nr. 120, Bamberg 1814. – J. B. Weigl, Abt Precht, eine biographische Skizze, Sulzbach 1833. – A. Lindner, Die Schriftsteller des Benediktiner-Ordens im heutigen Königreich Bayern vom Jahre 1750 bis zur Gegenwart, Band I, Regensburg 1880, 269–272 (dazu Nachträge Regensburg 1884, 33). – A. M. Scheglmann, Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern, Band III/1, Regensburg 1906, 512–533. – P. Sattler, Die Wiederherstellung des Benediktiner-Ordens durch König Ludwig I. von Bayern. 1. Teil: Die Restaurationsarbeit in der Zeit Eduards von Schenk (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige [= SMBO], Ergänzungsheft 7), München 1931. – St. Kainz, Die letzte Visitation in der bayerischen Benediktiner-Kongregation, in: SMBO 53 (1935) 344–375. – B. Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 1. Teil, München 1940. – J. Grötsch, Das Testament des Abtes Maximilian Precht, in: Die Oberpfalz 44 <50> (1956) 205–207. –

J. Hemmerle, Die Benediktinerklöster in Bayern (= Germania Benedictina II), Augsburg 1970, 148–152. – E. Herrmann, De reconciliatione Christianorum. Gedanken eines Abtes zur Wiedervereinigung der Konfessionen, in: Glaube und Gesellschaft. Festschrift W. F. Kasch, Bayreuth 1981, 177–187 (Dieser in mancherlei Hinsicht fragwürdige Beitrag beruht auf einem völlig verfehlten Ansatz. Prechtel eines rationalistischen Utopismus zu zeihen: davor kann die Lektüre des Ökumenismusdekretes „Unitatis Redintegratio“ des II. Vatikanischen Konzils bewahren.). – R. A. Müller, Akademische Ausbildung zwischen Staat und Kirche. Das bayerische Lyzealwesen 1773–1849, 2 Teile (= Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, N. F. 7), Paderborn 1986.